

Noémie Étienne

Unterwegs im Kosmos der Dinge

Noémie Étienne bringt Gegenstände zum Reden.
Beispielsweise erzählen sie von Schweizern, die vor
300 Jahren das Paradies in den Tropen suchten –
während andere Schweizer sich dort Sklaven hielten.

Text Daniel Di Falco **Bild** François Wavre

Was hat die Kunstgeschichte mit Zitteraalen zu tun? Kommt drauf an. Und zwar auf die Aale. Der hier ist tot, fast schon dreihundert Jahre, und wenn das Glas, in dem er wie ein Rollmops steckt, nicht angeschrieben wäre – man könnte übersehen, dass es sich bei dem schrumpeligen, leichenblassen Ding überhaupt um ein Tier handelt. Konkret: einen Süswasserfisch, der mit besonderen Muskelzellen elektrische Felder produziert, um sich zu orientieren. Und Stromstöße von über 800 Volt, um seine Beute zu lähmen oder zu töten. «Gymnote électrique, *Gymnotus electricus*», heisst es auf dem Etikett. Am Rand steht noch: «Surinam, coll. Butini».

Es ist dieser kleine Vermerk, der Beleg seiner Herkunft, der aus diesem Aal mehr als ein Anschauungsobjekt für die Naturkunde macht. «Surinam, coll. Butini» – wer der Spur folgt, so wie es eine Forschergruppe um die Kunsthistorikerin Noémie Étienne getan hat, der landet im 18. Jahrhundert. Bei einem Genfer namens Ami Butini, der in den 1750er Jahren nach Südamerika auswanderte, in die niederländische Kolonie Surinam, wo er Sklavenhalter und Besitzer einer Zuckerrohrplantage wurde. Rum aus Zuckerrohr war eines der wichtigsten kolonialen Handelsgüter neben Tabak, Kaffee, Kakao und Baumwolle, und in Rum wurden auch Tier- und Pflanzenpräparate konserviert.

Den toten Zitteraal schickte Ami Butini 1759 in seine alte Heimat, als Schenkung für die Gen-

fer Akademie; später ging deren Sammlung an die örtlichen Museen. Aus Genf reist der Aal nun nach Lausanne, in den Palais de Rumine. Hier haben die drei kantonalen Museen für Geschichte, für Geologie und für Zoologie ihren Sitz. Und hier bereitet Noémie Étienne, Professorin an der Universität Bern, mit ihrem Team die Ausstellung vor, in der auch der Aal im Glas seinen Auftritt haben wird. Die Schau heisst *Exotic?*, sie handelt davon, wie und wo man in der Schweiz zur Zeit der Aufklärung das Exotische entdeckte, und sie ist Teil eines Nationalfondsprojekts zu diesem Thema, das Étienne seit vier Jahren leitet.

Noch ist freilich nichts zu sehen. Es ist August 2020, erst die Maler waren da, um die zehn Meter hohen Säle neu zu streichen. Zuletzt gab es hier, auf den Marmorböden unter Decken aus Stuck und Glas, eine Schau über das frühe Mittelalter. «Es wird Leute geben, die das unpassend finden», sagt die Kunsthistorikerin und zeigt auf die frisch gestrichenen Wände, auf das Seegrün, das Fliederblau, das Rosarot. Beliebte Farben des 18. Jahrhunderts – und ein gewollter Kontrast zu den Themen der Ausstellung. «Es geht hier auch um grässliche Dinge wie die Sklaverei.»

Auch davon erzählt der Zitteraal, denn ursprünglich lag er tatsächlich in Rum. Das hat Claire Brizon nachgewiesen, eine Forscherin in Étiennes Projekt, und zwar aufgrund eines Bescribs im Inventar der Genfer Akademie. Womöglich stammte der Rum sogar aus der eigenen



«Ich will andere
Geschichten als jene,
um die es in den
meisten Museen geht.»
Noémie Étienne,
Kunsthistorikerin und
Ausstellungsmacherin,
vor dem Palais de
Rumine in Lausanne.

Produktion des Schweizer Sklavenhalters. Auf jeden Fall schenkte Ami Butini der Akademie 1759 neben dem Aal vierzig weitere natur- und völkerkundliche Kuriositäten aus Surinam; den Schnabel eines Tukans, eine Haube aus Palmenrinde oder eine Flöte, laut dem Inventar «gefertigt aus dem Oberschenkelknochen einer Indianerfrau».

Kunstgeschichte sei eben «mehr als Raffael und Hodler», mehr als die Geschichte der Künstler und der Ideen des Schönen, sagt Noémie Étienne. «Man kann das Ästhetische nicht trennen vom ganzen Rest der Kultur, aus der es stammt.» Und es ist dieser Rest, mit dem sich Étienne beschäftigt. Sie hat in Genf, Paris, Zürich und New York gelernt und gelehrt; geforscht hat sie über die Restaurierung von Gemälden im 18. Jahrhundert, über anthropologische Dioramen, Lackmöbel, Intérieurs und die Sammlungen von Museen – Étienne ist eine Forschungsreisende im Universum der Dinge. Woher sind sie gekommen? Wer hat sie gesammelt? Wer sagt, was sie uns zu sagen haben? Und wie hat sich dieses Wissen verändert? «Ich will mit den Gegenständen andere Geschichten erzählen als die, um die es in den meisten Museen geht», sagt Étienne. Dazu brauche sie das «analytische Werkzeug» ihres Fachs, aber auch die Expertise der Historiker.

Was den Aal angeht: Hier erinnert er daran, dass die Eidgenossen schon im 18. Jahrhundert mehr mit der Welt zu tun hatten, als man meinen könnte. Sie mochten ihr Land als Insel sehen, doch es gab auch Leute wie Butini, die sich am Kolonialismus jener Zeit beteiligten. Ohne sie wäre auch der Aal nicht da. Und nicht nur er. Viel von dem, was die hiesigen Museen in ihren Depots und Vitrinen haben, geht auf Beziehungen mit Schweizern in Übersee zurück. Das gilt auch für zwei Artefakte aus Hawaii, die nun ebenfalls im Palais zu sehen sind, einen Helm und einen Umhang, beide gefertigt aus Pflanzenfasern und bunten Vogelfedern. John Weber, der Expeditions-maler auf James Cooks dritter Südseefahrt, brachte sie 1791 heim nach Bern und übergab sie dem dortigen Historischen Museum.

Die Schau in Lausanne kommt wie bestellt zur laufenden Debatte über das Erbe der kolonialen Ära. Doch sie hat ihr eigenes Programm. Da

ist zum einen der Gang in die Dingwelt. Zum anderen die Frage, wie sich in der Schweiz des 18. Jahrhunderts «der Blick auf das Andere herausbildete und welche Klassifizierungen damit einhergingen». Das klingt technisch, wird aber konkret mit den 150 Objekten, die die Forschungsgruppe aus 30 Sammlungen im Land zusammengetragen hat. Ein Kolonialwarenladen aus dem Kinderzimmer einer Kaufmannsfamilie, eine Pendeluhr mit dem Figürchen eines Sklaven, ein Trinkgefäß, gefertigt aus der zinngefassten Schale einer Kokosnuss – das alles macht klar, dass die Expansion in die Neue Welt auch die materielle Kultur der Alten Welt veränderte. Das Exotische war ein Faszinosum jener Zeit, ein Fantasma. Und ein Geschäft.

Dass man Exotik auch zuhause fand, nämlich in den Alpen, in der Welt der eigenen Eingeborenen, die schon früh touristisch entdeckt und verkauft wurde, das zeigen hier die Ölbilder von Trachtenfrauen, Älplerfesten und Wasserfällen. Auch das ein Traum vom «Anderen», von hehrer Natur und edlen Wilden. Und auch dieser Traum liess sich verkaufen. Eines der erstaunlichsten Objekte ist eine Hinterglasmalerei, die ein unbekannter Künstler in der Zeit um 1800 in China schuf – er malte ein Milchmädchen aus der Umgebung Solothurns. So kreuzen sich hier Geschichten, die sich sonst kaum jemals berühren. Und so setzt sich Ding um Ding das Bild einer ganzen Welt zusammen. Viele Stücke aus den Sammlungen seien bisher nie ausgestellt worden, erklärt Noémie Etienne. «Zusammen wurden sie ohnehin noch nie gezeigt.»

Das ist aber nicht der letzte Clou dieser Konferenz der Dinge. Denn es gab jemanden, der den Aal im schlammigen Wasser eines Flusses fing. Der mit dem Krämerladen spielte. Der dieses Milchmädchenbild in Händen hielt und sich ein fernes Paradies vorstellte. «All diese Menschen sind schon lange tot», sagt Étienne. Aber die Gegenstände seien noch da, und auch uns würden sie überleben. «Das berührt mich. Die Dinge geben mir eine Ahnung, was Zeit bedeutet.» |G|

Exotic?, bis 28. Februar 2021, www.palaisederumine.ch.
Gleichnamiger Katalog bei Diaphanes.
Das Forschungsprojekt: www.theexotic.ch.